

Objektyp: **Miscellaneous**

Zeitschrift: **Schweizer Ingenieur und Architekt**

Band (Jahr): **116 (1998)**

Heft 7

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Einseitigkeit des Rechenknechts

Salopp und allgemein gesagt ist Architektur salonfähig, das Ingenieurwesen dagegen nicht. Als Beweis möge gelten, dass jedermann sich berufen glaubt, über Architektur sprechen zu können. Jeder Zeitgenosse meint zu wissen, was Architektur ist und wer Architektur macht; kaum einer will wissen, was ein Bauingenieur ist oder was er eigentlich tut. Zetteln Sie an einem Anlass ein Gespräch über – sagen wir – postmoderne Architektur an, die Leute werden mitreden. Treten Sie am selben Anlass auf und sprechen Sie von Zugfestigkeit oder lokalen Instabilitäten: Sie schaffen beachtlich viel Freiraum um sich.

Teilweise liegt das sicher an Modeströmungen. Das gemeinsam demonstrierte Verständnis von «Architektur als Kunst» schmeichelt allen Beteiligten einiges mehr, als es die Tatsache, sich in Begleitung eines Technokraten sehen zu lassen, tut. Man kann sich freuen darob und sagen, wir Ingenieure blieben zumindest verschont von der Zudringlichkeit trendbewusster Halbgebildeter. Wir können uns glücklich schätzen, weil die Belästigung entfällt, weil niemand immer seinen Senf dazugeben will und letztlich wegen der schützenden Unnahbarkeit, die uns damit umgibt.

Daneben bewirkt aber wohl doch der Umstand, dass wir Ingenieure so gerne alles delegieren, was nicht unmittelbar mit Fakten und Werten zu tun hat, die Fremdheit. Das Ästhetische «macht» der Architekt, die humanistische Bautradition gehört zu den Sozialwissenschaften, und die Einbettung ins Umfeld ist Sache des Auftraggebers. Solange wir uns so verhalten, sollten wir uns nicht zu sehr wundern, wenn wir als Langweiler und beschränkte Techniker betrachtet werden. Und solange wir wie früher, als die Priester die Messe auf Lateinisch hielten, strikte im Fachjargon sprechen, zeigen wir uns als geheimnisvolle Beherrscher der Materie, denen aus hilflosem Unverständnis ein wundersamer, alles durchdringender Blick attestiert wird, ganz wie – ebenfalls früher – den Doktoren. Wir garantieren damit, dass uns niemand weder folgen noch wirklich trauen kann.

Wohl bietet die Unnahbarkeit die Sicherheit, dass wir uns nicht selbst hinterfragen müssen. Die so zelebrierte Distanz verunmöglicht uns jedoch zu lernen, und das Ausbleiben des Diskurses verhindert das verständliche Mitteilen des Technischen und damit unsere Entfaltungsmöglichkeiten. Letztlich erleben wir einen steten Verlust. Den Verlust des Ansehens, den Verlust der Gestaltungsfreiheit, den Verlust der eigenen Weiterentwicklung. Wir arbeiten mit Beharrlichkeit am uns umgebenden Unverständnis und staunen über die ignorante Technikfeindlichkeit.

Um nicht nur diesen Verlust zu vermeiden, sondern um einen Gewinn zu realisieren, bräuchte es eine vielseitige Offenheit oder – wie es Tom F. Peters in seinem letzte Woche im Architektur-Forum in Zürich gehaltenen Vortrag formulierte und anhand geschichtlicher Beispiele dokumentierte – ein «Grenzgängertum» als mentale Voraussetzung für die Fähigkeit auch zu technischen Neuerungen. Zu Hause in verschiedenen Disziplinen, die sich gegenseitig befruchten. Ein Auge für das Fremde, Kenntnis der eigenen Baugeschichte, Sprache und Kultur sowie sehr viel Neugierde. Das waren – immer nach der Hypothese von Peters – gute Voraussetzungen für Innovation. Wäre da nur nicht die ihn selbst behindernde Einseitigkeit des Rechenknechts.

Martin Grether